



Von der Forschung zur Ausstellung

Von der Forschung zur Ausstellung

Während bei vielen Ausstellungen einer der ersten Schritte ein Blick in das Magazin oder die Objektdatenbank der musealen Sammlung ist, wurde hier ein anderes Vorgehen gewählt. Die religionsethnografische Forschung umfasste sowohl offene Gespräche und Teilnahme an Veranstaltungen der Jüdischen Gemeinde als auch Interviews. Persönliche Erinnerungsobjekte der Interviewten dienten dabei zum einen als Brücke und Anstoß für biographische Erzählungen, zum anderen öffneten sie den Raum, über nicht so einfach zu verbalisierende Ereignisse zu sprechen. Ein besonderer Reiz lag darin, mit diesen Gegenständen unterschiedliche Formen des religiös praktizierten Judentums bis hin zum säkularen Judentum in verschiedenen Facetten abbilden zu können.

Im ersten Schritt der Forschung entwickelte das Ausstellungsteam einen Fragenkatalog, an dem sich die Interviews orientieren konnten. Bevor die konkreten Gespräche beginnen konnten, mussten Mitwirkende gefunden und von der Idee, jüdisches Leben in die Mitte der Stadtgesellschaft ins Rathaus zu holen, überzeugt werden. Der Marburger Oberbürgermeister Dr. Thomas Spies war sofort begeistert. Mit dem Wissen um die Unterstützung der Stadt und einen prominenten Ausstellungsort war eine sehr gute Basis vorhanden, um Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Marburg für das Projekt zu gewinnen. Der damalige Vorsitzende der Gemeinde, Thorsten Schermund, lud das Team der Religionskundlichen Sammlung

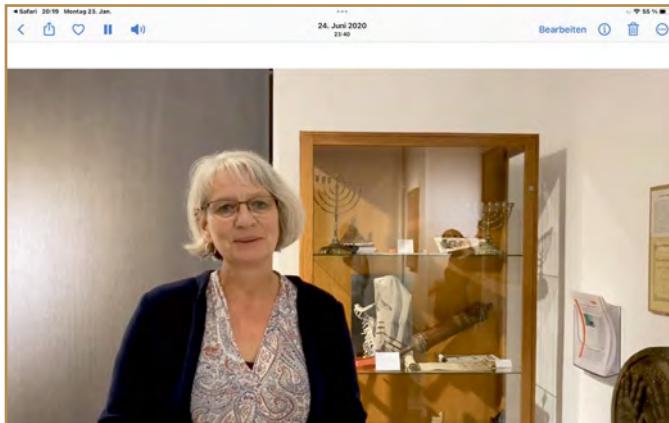
zu einem ersten Gespräch in die Synagoge ein. Bei diesem ersten Treffen wurde der Jüdischen Gemeinde die Projektidee ausführlich vorgestellt und damit ein Grundstein für wechselseitigen Austausch und Vertrauen gelegt.

IN DER SYNAGOGE:

Edith Franke, Thorsten Schermund,
Alisha Meininghaus (v.l.)

Foto © Susanne Rodemeier, Januar 2020

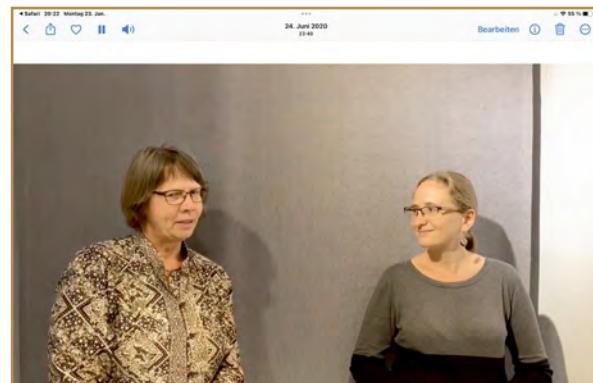




AUSSCHNITTE AUS EINEM FILM, in dem die Religionskundliche Sammlung ihr Ausstellungsprojekts vorstellt (am 24. Juni 2020 auf Facebook der Jüdischen Gemeinde Marburg veröffentlicht); v.o. und v.l: Edith Franke, Susanne Rodemeier, Alisha Meininghaus und Anna Sadykova (nicht im Bild)

So war der Auftakt für viele weitere Begegnungen gemacht. Dennoch kam es vorerst nicht zu weiteren Treffen, da wegen des ersten Corona-Lockdowns ab März 2020 persönliche Zusammenkünfte nicht mehr möglich waren. Die erste Verunsicherung wich jedoch bald neuer Kreativität: Das Ausstellungsteam drehte einen kurzen Film, um sich selbst sowie das Forschungs- und Ausstellungsprojekt vorzustellen. Der Film wurde auf der Facebook-Seite der Gemeinde veröffentlicht, und aufgrund der russischsprachigen Untertitel konnten auch die vielen Gemeindemitglieder erreicht werden, die aus der ehemaligen Sowjetunion zugewandert sind und nur wenig Deutsch sprechen.

Die großen, weitreichenden Fragen, die am Beginn des Ausstellungsprojekts standen, mussten so formuliert werden, dass sie an die Lebenswelt unserer Gesprächspartner*innen anknüpften und zum Erzählen einluden. Dies gelang unter anderem, weil die Gespräche nicht mit einer Frage begannen, sondern mit Zuhören. Ganz bewusst



hatte das Ausstellungsteam im Vorfeld nur darauf hingewiesen, dass es etwas über das individuelle Jüdisch-Sein erfahren möchte. Zudem war darum gebeten worden, ein Objekt mitzubringen, das in engem Bezug zum eigenen Jüdisch-Sein steht. Es hatte keine konkreten Vorgaben oder Beispiele bezüglich Objektauswahl gegeben. Für die Gesprächspartner*innen bedeutete dies, dass sie erst einmal nicht auf Fragen reagieren mussten, sondern über ein Objekt sprechen konnten. Angeregt durch das Objekt sprachen sie über biografische Erlebnisse sowie über ihre eigene Position zu jüdischer Tradition und Religion.



Die Mannigfaltigkeit der mitgebrachten Objekte spiegelt nicht nur unterschiedliche kulturelle und religiöse Ausrichtungen innerhalb der Gemeinde wider sondern ist gleichzeitig auch ein Zeugnis für die Biographien ihrer Mitglieder. Die Interviewpartner*innen brachten zum Beispiel klassische Judaica wie einen Kiddusch-Becher oder einen Gebetsschal mit und wiesen damit ihren Bezug zum Judentum als einen primär religiösen aus. Das war häufig bei Personen der Fall, die erst im Laufe ihres Lebens zum Judentum konvertiert waren. Andere Gemeindemitglieder präsentierten Erinnerungsstücke wie Fotos, Urkunden oder Gegenstände aus dem Familienbesitz. Für sie erschien das Judentum vor allem ein Teil der Familiengeschichte. Auch immaterielle „Objekte“ wie ein Lied oder ein selbstverfasstes Gedicht, auf der anderen Seite aber auch ganze Teile des Synagogen-Mobiliars wurden Teil der Ausstellung, weil sie besondere biographische Ereignisse markieren.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen kam relativ zufällig zustande. Zunächst wurden mit allen Personen Interviews geführt, die daran Interesse zeigten. Von Beginn an stand allerdings fest, dass Amnon Orbach einbezogen werden sollte, da er die Gemeinde in den 1980er Jahren neu gegründet hatte. Auch die beiden im Jahr 2019

DER HAUSMEISTER DER SYNAGOGE,

Grigori Bykhouski in der Werkstatt der Synagoge

Foto © Susanne Rodemeier

gewählten Vorsitzenden, Thorsten Schermund und Bella Izmaylova sowie die bis 2019 zweite Vorsitzende Monika Bunk waren als Gesprächspartner*innen vorgesehen. Von ihnen erhoffte sich das Ausstellungsteam aufgrund ihrer leitenden Positionen einen umfassenden Einblick in die Struktur und Organisationsform der heutige Gemeinde. Wie das Team aus einer weitergeleiteten E-Mail erfuhr, ermutigten Amnon Orbach und seine Frau Hannelore andere Gemeindemitglieder, sich für Interviews zu melden. Dieser Ermutigung ist es wohl zu verdanken, dass sich tatsächlich weitere Gemeindemitglieder meldeten: Polina Pevzner, die für die Organisation der Kulturveranstaltungen zuständig ist; Grigori Bykhouski, der als Hausmeister in der Synagoge und im jüdischen Kulturzentrum tätig ist; Boris Wendel, der ungewöhnliche und umfassende Familiendokumente besitzt sowie der Student Max Bär, der unter jüdischen Studierenden für den Studienort Marburg warb und die Studierendengruppe „Shalom Marburg“ gründete. Max Bär, Jahrgang 1995, war der jüngste Interviewpartner.

Die älteste Interviewpartnerin war Nine Levandovska, die 1929 geboren wurde. Ein weiteres Interview mit dem Religionslehrer der Gemeinde, der nicht in Marburg wohnt, wurde zwar nicht in die Ausstellung einbezogen, bot aber wertvolles Hintergrundwissen.

Im Laufe der intensiven Gespräche, die auf dem Grundsatz des Lernens und Zuhörens beruhten,⁸ entstand meist ein Vertrauensverhältnis, das ein sehr offenes, persönliches Erzählen ermöglichte. In vielen Fällen luden die Gesprächspartner*innen das Ausstellungsteam zu sich nach Hause ein und vertieften dort ihre Ausführungen. Dabei kamen häufig prägende Ereignisse oder biografische Wendepunkte in der eigenen Geschichte zur Sprache. Diese Erzählungen vermittelten nicht nur Einblick in das, was ganz individuell unter Jüdisch-Sein verstanden wird, sondern auch, wie es im Alltag gelebt und erlebt wird. Dazu zählen beispielsweise die Haus- und Kochregeln einer Familie, in der nur der Vater Jude ist, der Gebetsort eines jüdischen Studenten im Studienwohnheim der Universität oder die Erfahrung antisemitischer Anfeindungen in der ehemaligen Sowjetunion.

Abgesehen von Gesprächen über den Familien- und Arbeitsalltag wurde auch das Gemeindeleben thematisiert. Nicht alle nehmen an Gottesdiensten teil, selbst wenn sie regelmäßig kulturelle Veranstaltungen in der Synagoge besuchen oder sogar organisieren. Alle Gesprächspartner*innen berichteten, dass sie sich in der Synagoge wohl-

Amnon Orbach und Alisha Meininghaus lesen gemeinsam aus der Tora (Foto © Susanne Rodemeier)



fühlen. Die meisten nannten sie auch als ihren Lieblingsort, während der „Garten des Gedenkens“, der in Marburg an die Zerstörung der großen Synagoge (an der heutigen Universitätsstraße) am 9. November 1938 erinnert, nur auf Nachfrage zur Sprache kam. Thorsten Schermund erklärte, dass dieser Ort zwar ein Ort mit Bezug zum Judentum ist, aber nicht ein Ort jüdischen Lebens. Hier findet das Gedenken an die Schoah, an das, was damals passierte und an Antisemitismus statt. Aber das sei kein jüdisches Problem, sondern ein gesellschaftliches. Insofern sei es eigentlich ein deutscher Ort, ein Ort deutschen Lebens. Auch in anderen Gesprächen stand das Thema Antisemitismus im Raum. Der Anschlag auf die Synagoge in Halle am höchsten jüdischen Feiertag Yom Kippur im Oktober 2019 war allen Beteiligten noch schmerhaft in Erinnerung. Zwar gab es bisher gegen die Marburger Gemeinde keine antisemitischen Ausschreitungen, dennoch steigt die Verunsicherung. Sie zeigt sich beispielsweise darin, dass männliche Gemeindemitglieder in der Öffentlichkeit nur selten Kippa tragen.

⁸ Der Kulturanthropologe Roland Girtler drückt es so aus: „Es bringt sich jeder in das Gespräch ein. Beide sind also Lernende. Wichtig ist, dass der Gesprächspartner sich nicht überlistet oder gar nur als Auskunftsperson sieht.“ (GIRTLER, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien: Böhlau, 2001: S. 151)

Eine Besonderheit der Interviews bestand darin, dass die Gesprächspartner*innen den Verlauf weitgehend selbst steuerten. Das hatte den großen Vorteil, dass Themen in den Fokus geraten konnten, die sie als besonders wichtig ansahen – Themen, nach denen sonst vielleicht nie gefragt worden wäre und die vielleicht nie angesprochen worden wären. Für die Befragten war es etwas Besonderes, in mehrstündigen Gesprächen über das eigene Jüdisch-Sein in Vergangenheit und Gegenwart, über die Jüdische Gemeinde sowie über den persönlichen Weg nach Marburg zu reflektieren – und vor allem, die eigenen Gedanken und Erinnerungen mitzuteilen. Vieles wurde erzählt, was nicht für die Allgemeinheit bestimmt war und was eigentlich nur jemandem erzählt wird, zu dem ein enges persönliches Verhältnis besteht. Offenbar war es dem Ausstellungsteam schnell gelungen, die angestrebte vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen.

Neben dem Gesprächsinhalt waren auch die Gesprächsorte mit Bedacht gewählt worden. Es

Corona-konforme Abstandsmarkierungen in der Synagoge (Foto © Susanne Rodemeier)



lag von Anfang an im Ermessen der Gesprächspartner*innen, einen Treffpunkt vorzuschlagen. So fanden mehrere Gespräche in der Synagoge statt – nicht nur, weil hier der notwendige Abstand im Rahmen der Corona-Regeln gut eingehalten werden konnte, sondern weil die Synagoge als ein vertrauter Ort wertgeschätzt wird. Andere Gespräche wurden zunächst im Online-Format als Videokonferenz geführt, was vermutlich der Grund dafür war, dass manches wie in einem journalistischen Interview kurz und eher oberflächlich beantwortet wurde. In späteren persönlichen Treffen wurde insgesamt viel ausführlicher erzählt.

Einige Gespräche dauerten viele Stunden, weil alles Gesagte in zwei Sprachen übersetzt werden musste. Dies wiederum war dann notwendig, wenn nur durch die Übersetzung sichergestellt werden konnte, dass alle alles verstanden.

Im weiteren Verlauf der Ausstellungsvorbereitung wurden die Gespräche wörtlich transkribiert. Auf Grundlage der Gesprächsmitschriften wurden kurze Ausstellungstexte erarbeitet.⁹ Bevor diese Texte in den Druck gingen, wurden sie ins Russische übersetzt und in beiden Sprachen zur inhaltlichen Kontrolle an die Interviewten gegeben. Die Zustimmung war besonders wichtig, da in der Ausstellung alle mit Namen, Fotos und ihrer persönlichen Lebensgeschichte portraitiert wurden.

Im Sinne einer ethnologischen Forschung, die sowohl die Perspektive der Interviewten wieder gibt als auch „Feld geleitet“ arbeitet,¹⁰ standen die Themen der Ausstellung nicht vorab fest, sondern

⁹ DEPPERMAN, Arnulf: Gespräche analysieren: Eine Einführung in konversationsanalytische Methoden. Opladen: Leske + Budrich, 1999.

¹⁰ BREIDENSTEIN, Georg; HIRSCHAUER, Stefan; KALTHOFF, Herbert; NIESWAND, Boris: Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. München: UVK-Verlag, 2013



GESPRÄCHE IN PRIVATER UMGEBUNG

mit dem Ehepaar Orbach im Privatgarten (Foto © Susanne Rodemeier)

wurden anhand der transkribierten Gespräche herausgearbeitet. Aufgrund ihrer großen Bedeutung für die einzelnen Biographien wie auch für die ganze Gemeinde wurden drei Themen als inhaltliche Schwerpunkte in der Ausstellung ausführlicher vorgestellt: Die Geschichte und die Neugründung der Jüdischen Gemeinde Marburg in den 1980er Jahren, das Thema des religiösen Übertritts ins Judentum und die Wege derjenigen Gemeindemitglieder, die sie Anfang der 1990er Jahre als sogenannte Kontingentflüchtlinge aus der Sowjetunion nach Marburg führten. Diese Schwerpunktsetzung wurde durch einen kleinen Ausstellungsbereich erweitert, der über Marburg hinaus nach Sankt Petersburg weist. Dort zeigt das Museum für Religionsgeschichte¹¹ seit 2010 fast jährlich besondere Ausstellungen, die das Judentum ins Zentrum rücken. Im Jahr 2011 war

eine Ausstellung jüdischen Familien-Erbstücken gewidmet. Es war diese Ausstellung, die der etwas allgemeiner gefassten Ausstellung in Marburg als Inspiration diente. Über eine Multimedia-Station konnten Besucher*innen der Marburger Ausstellung einen Blick in die Ausstellungsräume und auf das jüdische Leben in Sankt Petersburg werfen.¹²

¹¹ Das Museum für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg ist Kooperationspartner der Religionskundlichen Sammlung Marburg. (<http://gmir.ru/eng/>) [zuletzt aufgerufen am: 24.02.2023]

¹² Alle Ausstellungsvorbereitungen wurden vor dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine fertig gestellt, so dass diese Thematik weder in den Interviews noch in den Ausstellungstexten zum Tragen kam.



AUSSTELLUNGSVORBEREITUNG:

Studierende improvisieren im Seminar, um einen Eindruck von der angemessenen Größe einer Vitrine zu bekommen.

Foto © Susanne Rodemeier

Parallel zur Ausstellungsvorbereitung unterrichteten Susanne Rodemeier und Alisha Meininghaus ein Lehrforschungsprojekt für Bachelor-Studierende der Vergleichenden Kultur- und Religionswissenschaft der Philipps-Universität. Dessen Ziel war es, die im Entstehen befindliche Ausstellung durch eigenständige studentische Forschungen zu bereichern. Das Ergebnis waren vier Projekte: zur Bedeutung jüdischer Musik für einzelne Gemeindemitglieder, zur Rolle von Religion für jüdische Kinder, zur Erinnerungspolitik in Bezug auf Stolpersteine in Marburg und zur graphischen Gestaltung einer Ausstellungs Broschüre. Auch Praktikant*innen der Religionskundlichen Sammlung waren eng in die Vorbereitungen eingebunden. Die Kooperation zwischen Religionskundlicher Sammlung und Stadt sah vor, dass eine Ausstellungsarchitektin zwar die allgemeine

PROBEAUFNAHMEN
in der Marburger Synagoge
für das Ausstellungsplakat
Fotos © Marie Ebel und
Susanne Rodemeier



Raumgestaltung sowie das Ausstellungsmobiliar für Wechselausstellungen plant, dass aber alle Anschaffungen auf jeden Fall für die Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“ geeignet sein sollten. Im Seminarraum des Lehrforschungsprojekts wurden entsprechend den Maßangaben Modelle von Vitrinen gebastelt, um vorab die Objektpräsentation testen zu können. Zeitgleich fanden Absprachen mit Grafik- und Mediendesignern sowie mit der Medientechnik statt. Damit erhielten Studierende ganz praktische Einblicke in museale Ausstellungsprozesse und wurden in Entscheidungen zur konkreten Präsentation der Objekte, der Ausstellungstexte sowie von Medienstationen einbezogen.



